

6. Versprechen und Emanzipationspotentiale des unromantischen Co-Parenting

Nachdem in Kapitel 5 die Beweggründe und Wünsche von Co-Eltern vor einer Familiengründung thematisiert wurden, stellt sich nun die Frage nach der tatsächlichen Umsetzung dieser Wünsche und weiterer Vorstellungen. Was sind also mögliche Vorteile und Versprechen von Co-Parenting, das auf eine Fundierung durch romantische Liebe verzichtet? Hält man sich die oben ausgebreiteten Nachteile und Ungleichheiten sowie die strukturellen Schwierigkeiten und Paradoxien von romantischer Liebe, Paarbeziehungen und der modernen Kleinfamilie vor Augen, fallen einem ohne Mühe einige solche ein. Kapitel sechs ist diesen Versprechen gewidmet – wie sie in den Interviews und den verschiedenen Quellen maßgeblich von den Co-Eltern genannt werden. Stellenweise kommen auch Expert*innen und andere zu Wort. Damit ist weder der Anspruch auf Vollständigkeit noch auf statistische Repräsentativität verbunden. Inhaltlich wird aber wohl versucht, das gesamte denkbare Spektrum abzudecken.

Ein gewichtiger Aspekt sind verschiedene Emanzipationspotentiale, die Co-Elternschaft umfasst: Die Trennung von romantischer Liebe und von Elternschaft erlaubt erstens, dass Menschen eine Familie gründen können, auch wenn sie nicht in einer Paarbeziehung leben; oder wenn sie zwar als Paar leben, aber keine gemeinsamen Kinder bekommen können oder eine Person keine bekommen möchte (Kapitel 6.1). Die Ablösung der romantischen Zweierbeziehung (RZB) durch liebesfreie Elternschaft, durch freundschaftszentrierte Lebensweisen oder gleichgeschlechtliche Beziehungen stellt zweitens die Abschaffung der altbekannten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in Aussicht. Damit wird auch die finanzielle Abhängigkeit der (Ehe-)Frauen von den (Ehe-)Männern, der Mütter von den Vätern hinfällig – so das vielleicht größte feministische Versprechen von Co-Elternschaft (Kapitel 6.2). Drittens gilt sie als emotional weniger

aufgeladen und birgt daher weniger Streit- und Konfliktpotential (Kapitel 6.3). Neben diesen Befreiungen zeichnet sie sich zudem durch eine hohe Kindzentrierung aus und durch ein womöglich besonders hohes Ausmaß an Liebe zum Kind (Kapitel 6.4). Schließlich ergeben sich in Konstellationen mit mehr als zwei Eltern Vorteile durch die größere Zahl an Eltern, die daher auch als ›Bonusertern‹ statt als ›Stiefeltern‹ bezeichnet werden, als ›Co-Mutter‹, ›Mit-Mutter‹, ›Co-Vater‹ und ›Mit-Vater‹ statt als ›Stiefmutter‹ oder ›Stiefvater‹: auf mehrere Schultern verteilte Verantwortung, mehr Tat und mehr Rat (Kapitel 6.5). Auch für die Kinder können größere Freiheiten entstehen, wenn mehr als zwei Eltern existieren und sie nicht unausweichlich von zwei Eltern abhängig und in starren Geschlechterkonzepten gefangen sind (Kapitel 6.6). In Kapitel 6.7 lassen sich also einige Emanzipationspotentiale zusammenfassen, Chancen auf weniger Abhängigkeiten aller Beteiligten und insgesamt eine starke Orientierung an den Kindern.

6.1 Familienglück jenseits des Eltern-Liebes-Paares

Einer der größten befreienden Aspekte der Trennung von Eltern- und Paarbeziehung sind die erweiterten Möglichkeiten, Eltern zu werden, ohne auf romantische Liebe in einer zweigeschlechtlichen und dyadischen Paarbeziehung und ohne auf Sex angewiesen zu sein (siehe Kapitel 5; Segal-Engelchin et al. 2012: 396f.). Dass durch Co-Elternschaft das lang erhoffte Elternglück und die Schaffung von Lebenssinn endlich möglich werden, ist nicht nur ein sehr wichtiger Wunsch, sondern er ist auch faktisch oft einlösbar. Besonders vier Punkte sind hier wichtig.

Möglichkeit der Familiengründung ohne Liebes-Partner*in

Schon oft genannt wurde, dass so eine eigene Familie auch ohne Paarbeziehung umsetzbar wird. Ist schon eine Paarbildung nicht immer einfach, so stimmen – wenn denn eine Paarbeziehung besteht – die Kinderwünsche der beiden Beteiligten nicht immer überein (Segal-Engelchin et al. 2012: 397). Bisweilen wird auch argumentiert, dass vor allem Männer heute seltener einen Kinderwunsch hätten als Frauen,¹ während andere Quellen umgekehrt zu

1 Beispielsweise auf dieser Paarfindungsbörse: <https://www.elitepartner.de/magazin/kinderwunsch-maenner.html> (Zugriff 27.1.2020).

dem Ergebnis kommen, dass mehr Frauen (10 Prozent) als Männer (5 Prozent) keinen Kinderwunsch hätten (Statista 2018, Zahlen für 2015). Oft ist auch zu lesen oder hören, dass Männer sich mehr Zeit mit einer Familiengründung lassen und sich erst einmal um ihre Karriere und Hobbies kümmern (können), weil die vielfach zitierte ›biologische Uhr‹ bei ihnen nicht oder viel langsamer tickt.² Einige Publikationen gehen sogar davon aus, dass Männer bisweilen vollends beziehungsunfähig oder beziehungsunwillig seien (u.a. Nast 2016), was allerdings in dieser Einfachheit nicht überzeugt. Jedenfalls aber kann es für Frauen im sogenannten gebärfähigen Alter mit Kinderwunsch durchaus ein Problem sein, noch nicht den richtigen Liebes-Partner gefunden zu haben. Aber es gibt auch Männer, die gerne eine Familie gründen möchten und (noch) nicht die richtige Partnerin dafür (gefunden) haben, wengleich sie insgesamt mehr Zeit dazu haben mögen. Jennifer schreibt zu der Thematik des (noch) fehlenden Traumpartners:

»Ich sage allen: ein geliebtes Wunschkind kann man auch ohne Traummann haben, wer Mutter werden möchte, soll und kann einen Weg finden, das zu schaffen, bevor es zu spät ist. Da haben wir Frauen leider ein Ablaufdatum, also rechtzeitig loslegen. Für mich war es auf jeden Fall die beste Entscheidung meines Lebens.« (Jennifer nach Apelt 2018)

Ermöglichung einer Familiengründung ohne beiderseitigen Kinderwunsch im Paar

Weiter gibt es Menschen, die zwar in einer Zweierbeziehung leben, die andere Person aber (noch) keinen oder mittlerweile keinen Kinderwunsch mehr hat. Es ist gar nicht so selten, dass sich zwei Menschen in ihrem Wunsch nach Kindern unterscheiden. Wie sehr dies Beziehungen belasten kann, ist leicht nachvollziehbar, handelt es sich bei einer Familiengründung doch um eine recht grundlegende Entscheidung mit weitreichenden Folgen. Weder ist es für die Eltern, ihre Beziehung und für die Kinder empfehlenswert, eine Familie zu gründen, wenn ein Elter dies nicht aus freien Stücken macht. Familiengründungen gegen den Willen eines Beteiligten oder zur vermeintlichen Rettung einer nicht mehr gut laufenden Beziehung – was auch nicht so selten vorkommt – sind, so Familienforschung, Familienrechtsexpert*innen

2 Dies würde erklären, dass zwar 95 Prozent der befragten Männer einen Kinderwunsch hegen, wie Statista (2018) ausweist, aber eben nicht ›jetzt‹ Kinder bekommen möchten, sondern vielleicht erst in zehn oder 15 Jahren.

und Familientherapeut*innen, häufig mit viel Leid und großen Belastungen verbunden. Auch wenn eine Person gegen ihren Willen keine Familie gründen kann, kann dies die Person und die Beziehung stark belasten.³ Allerdings sind weder ein Kinderwunsch noch das Gegenteil erzwingbar. Insofern kann es Sinn ergeben, wenn die Paarbeziehung das Eine ist und die Familiengründung mit einer anderen Person stattfindet – wenn dies für die Beteiligten in Ordnung ist.

Vielleicht ist ein Kinderwunsch auch schon früher umgesetzt worden, etwa wenn der ältere Partner schon erwachsene Kinder hat (oder die ältere Frau,⁴ oder die ältere Person) und keine weiteren mehr möchte. Auch gibt es Fälle, in denen eine Person aus körperlichen oder gesundheitlichen Gründen keine Kinder (mehr) zeugen und/oder bekommen oder sich nicht mehr mit vollem Einsatz darum kümmern kann und daher keine Kinder (mehr) möchte. Dann kann eine Co-Elternschaft neue Möglichkeiten eröffnen.

Bewusste Familiengründung jenseits romantischer Liebe ...

Schließlich gibt es Fälle, in denen nicht eine erfolglose Liebes-Suche letztlich zur unromantischen Co-Elternschaft führt, sondern ein Co-Elter (oder beide) ganz explizit keine romantische Liebesbeziehung mit einer anderen Person (dem anderen Elter) eingehen möchte. Auch Paul, ein von Schlender (2019: 56) befragter Co-Vater, sieht es als vorteilhaft,

»dass durch das Konzept von Co-Elternschaft auch Menschen mit Beziehungsschwierigkeiten oder Menschen, die keine Paarbeziehung wollen, Familie haben können, ohne ›die andere Baustelle‹ (P237-239) dabei in Angriff nehmen zu müssen« (ebd.).

Das kann auf tiefe Überzeugung zurückzuführen sein, auf Enttäuschungen und Verletzungen aus früheren Beziehungen, auf traumatisierende und abschreckende Erlebnisse in der eigenen Familie oder einfach auf andere Vorstellungen von Zusammenleben und vom ›guten Leben‹ als solches.

3 Auch wenn beide Partner*innen darin übereinstimmen, aber eine Familiengründung bisher nicht geklappt hat, kann dies sehr viel Leiden erzeugen, wie die gesamte Thematik der ungewollten Kinderlosigkeit veranschaulicht. U.a. siehe BMFSFJ (2014).

4 Wegen der herrschenden, geschlechterungleichen Altersnormen ist aber quantitativ häufiger der Mann (bisweilen deutlich) älter. Dies soll hier nicht bewertet, aber in den ungleichen Folgen für Familiengründungen festgestellt werden.

... und ohne sexuelle Beziehung

Und nicht zuletzt gibt es auch Menschen, die mit dem anderen Elter oder überhaupt keine sexuelle Beziehung haben wollen und/oder können. Man kann überzeugt asexuell sein (und auch davon gibt es nicht so wenige Menschen), schlicht (jetzt) kein Interesse an oder auch eine generelle Abneigung gegenüber sexuellen Aktivitäten haben. Man kann auch eine sexuelle Verwicklung als störend für eine dauerhafte Elternbeziehung ansehen oder Leidenschaft und Elternschaft schlicht trennen wollen. Weiter gibt es Menschen, die aufgrund restriktiver Körpernormen, die sie nicht zu erfüllen glauben, sexuell abstinenter leben. Oder heterosexueller Verkehr ist aufgrund des Begehrens undenkbar. So ist für einen oder zwei homosexuelle Männer eine Liebes- und sexuelle Beziehung zu Frauen in der Regel ausgeschlossen und umgekehrt gilt dies auch für lesbische Frauen. Dennoch existieren hier Kinderwünsche. So exemplarisch Leon Loon, Ehepartner von Gustav Gent und beide Co-Väter zweier Kinder mit Maria Maut. Sein Kinderwunsch »hat sich nicht entwickelt, es war einfach da«. Für das Ehepaar ist die mit Maria gegründete Familie Inbegriff ihres Glückes und Ausdruck ihrer beider Liebesbeziehung.

Zusammenfassend sehen es zwei exemplarische, von Segal-Engelchin et al. (2012) Befragte als vorteilhaft, eine Familie ohne »romantic commitment« (ebd.: 396) und/oder »without sexual relations with the coparent« (ebd.: 397) gegründet zu haben – aus welchen Gründen auch immer.

6.2 Ausgang aus der Abhängigkeit von einem (Ernährer-Ehe-)Mann

Theoretisch wie empirisch verspricht Co-Parenting mehr Geschlechtergleichheit und weniger Abhängigkeit. Vor allem finanzielle und weitergehende Abhängigkeiten von einem Ernährer-Ehemann fallen weg, da häufig die finanzielle Unabhängigkeit gerade der Mütter für sie Grundvoraussetzung ist. Aber auch Co-Väter legen häufig Wert darauf, dass beide oder alle Elternteile finanziell unabhängig sind und jede Seite ihr eigenes Auskommen und Wirtschaften sichert. Nur die Kosten für das Kind werden üblicherweise gemeinsam getragen.

Nach allen vorliegenden Quellen möchten die Mütter weiterhin erwerbstätig sein, zumindest in Teilzeit. Ein dauerhaftes, alleiniges Hausfrauendasein jenseits einer Elternzeit ist von niemandem (auch von keinem Vater, was

theoretisch möglich wäre) Wunsch und Plan. Die Finanzen und die Arbeitsteilung sind regelmäßig zentrale Themen der Besprechungen und Vereinbarungen vor einer Familiengründung. Die oben dargelegte Legitimation der altbekannten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern durch romantische Liebe, wie die Zuweisung der unbezahlten Hausarbeit an die Frauen, fällt in den Co-Parenting-Konstellationen weg. Üblicherweise vereinbaren die Eltern eine gleichberechtigtere Erwerbs- und Sorge-Arbeitsteilung (wenn auch nicht immer 50 zu 50 Prozent, sondern etwa auch ein Drittel zu zwei Drittel oder anderes).

Neben der eigenständigen finanziellen Sicherung aller Co-Eltern ist es ihnen darüber hinaus wichtig, emotional unabhängig zu bleiben, also nicht im Namen der Liebe auf Gedeih und Verderb vom Partner (oder umgekehrt von einer Partnerin, was aber seltener der Fall ist und noch seltener artikuliert wird) abhängig zu sein.

Schließlich wird die gesamte Lebensplanung als eigene und nach den eigenen Vorstellungen zu gestaltende (gegebenenfalls zusammen mit einer anderen geliebten Person) angestrebt. Dies ist bereits im Vorfeld der Co-Elternsuche ein wichtiger Punkt für die erforderliche Passung. So erzählt Anna, eine von Yv E. Nay (2017) befragte Co-Mutter, die in einer Partnerschaft mit einer Frau lebt, über einen früheren Versuch, Co-Väter zu finden, diese hätten versucht, ihr vorzuschreiben, »wie viel ich arbeiten gehen muss« und anderes mehr. Exemplarisch für viele möchte sie dies auf gar keinen Fall, sondern nach den eigenen Kriterien und Maßstäben leben. Sie erzählt weiter:

»Ich habe mich gefühlt, wie wenn man mich zurückversetzt hätte in meine Kindheit, wo mein Vater kommt und mir irgendwelche Dinge vorgibt, wie man zu leben hat [...] also, das brauche ich nicht.« (Nay 2017: 149)

Gerade für Frauen ist schon die Vorstellung, von einem (Ehe-)Mann abhängig zu sein, der ihnen ihr Leben diktiert, bisweilen äußerst abschreckend und Ausschlusskriterium für eine Partnerschaft wie für eine Co-Elternschaft. Ohne einen durch romantische Liebe verbundenen Partner fällt auch jegliche Abhängigkeit von einem solchen weg. Dies stellen vorwiegend Frauen in den Interviews oder in Foren etc. heraus (siehe zum Beispiel Segal-Engelchin et al. 2005: 88), Männer deutlich seltener. Ein naheliegender Hintergrund für diese weitgehend fehlende Thematisierung in männlichen Selbstdarstellungen dürfte sein, dass Abhängigkeit im Normal-cis-Männermodell kein virulentes

Thema ist: Im Normal(familien)modell sind Männer finanziell nicht von Frauen, sondern eben Frauen vom männlichen Ernährer abhängig.⁵

6.3 Emotionale Entlastung und geringeres Konfliktpotential der Elternbeziehung

Ein häufig genannter positiver Aspekt von Co-Elternschaft ist ihre im Vergleich zur romantischen Liebesbeziehung weniger ausgeprägte emotionale Aufladung, jedenfalls mit Blick auf die Erwachsenen. Hieraus ergibt sich ein deutlich geringeres Enttäuschungs- sowie Streit- und Konfliktpotential.

Die Co-Elternbeziehung ist theoretisch nicht so überfrachtet mit Liebes- und Glückserwartungen wie die romantische Paarbeziehung (siehe Kapitel 2): Die Co-Eltern sind nicht durch wechselseitige Liebe miteinander verbunden, die jederzeit erkalten kann, sondern über die Liebe zum Kind und die Sorge für den Nachwuchs. Wenn keine romantische Liebe zwischen den Eltern lodert, kann auch keine romantische Liebe erkalten und sie kann auch nicht verletzt werden. Statt um enttäuschbare Ansprüche an die geliebte andere Person, statt um verweigerbare Selbstverwirklichung mit und durch diesen Menschen geht es um familiäre Zuverlässigkeit, um die gemeinsame Existenzsicherung und Erziehung des Kindes oder der Kinder.

Weniger Streit- und Konfliktpotential zwischen den Eltern

Entsprechend gibt es auch kein liebesbedingtes Streit- und Konfliktpotential zwischen den Eltern, weil einem die Eigenheiten der anderen Person enorm auf die Nerven fallen oder weil durch das hinzugekommene Kind die Paarbeziehung der Eltern verändert wird. So schreibt etwa Jennifer:

»Man streitet doch deutlich weniger, wenn man emotional nicht so sehr involviert ist wie in einer Beziehung. Viele Reibungspunkte fallen ja weg, zB [sic!] müssen wir uns nicht neu aufstellen als Paar mit Kind, das kostet sicher auch Kraft.« (Jennifer nach Apelt 2018)

5 Ist es doch umgekehrt und Frauen sind die Familienernährerinnen, kann dies verschiedene Dethematisierungen durch den Mann und auch durch das Paar nach sich ziehen, um eine womöglich bedrohte Männlichkeitsvorstellung wieder herzustellen, wie etwa Klammer et al. (2012), Klenner et al. (2012), Koppetsch/Speck (2015) oder Wimbauer/Motakef (2020) zeigen.

Das Männerpaar Ohm/Noon betont einhellig, ihr Modell der Trennung von Paarbeziehung und Elternschaft sei »das perfekte System, was es überhaupt nur gibt. Also Kinder zu haben [...] und auch ne geplante Freizeit«, so Norbert Noon. Olaf Ohm erläutert weiter:

»Auch fürs Paarleben. Auch für, für die dass man nicht völlig als Paar sich verliert in der Zeit, wo man Kinder hat. Ähm das gibt's ja oft genug [...] und wenn du sonst äh deine Kinder in deiner Wohnung zu zweit hast, dann hast du am Ende noch ein Familienschlafzimmer, wo die Kinder mit sind, dann gibt es dich als Paar irgendwann nicht mehr, sondern du bist nur noch pflichterfüllender äh äh Kinderumsorger.«

Eine Paarbeziehung wird also durch eine davon getrennte Elternbeziehung entlastet, nicht zuletzt auch mit Blick auf Sexualität, die mit dem »Familienschlafzimmer« auch impliziert ist. Was aber ist mit der Beziehung der Eltern? Beide Väter sagen im gemeinsamen Paarinterview ohne die beiden Co-Mütter, dass die Eltern eben kein heterosexuelles Paar sind, sondern das Wohl des Kindes die beiden Eltern beziehungsweise (Frauen- und Männer-)Paare verbinde. Gibt es doch einmal Konflikte auf persönlicher Ebene zwischen den Eltern oder den beiden Paaren, ist es so, dass

Olaf Ohm: wir diese ganzen Differenzen jetzt auch nicht ZU intensiv diskutieren wollen, sondern eher so ein bisschen nach Helmut-Kohl-Manier einfach ein bisschen aussitzen [...]

Norbert Noon: [...] wenn man's halt irgendwann eskalieren lassen will, dann endet das halt irgendwann in 'ner Scheidung und das brauch ich nicht, also weil ich bin halt in keiner Beziehung mit den beiden. Also natürlich in 'ner Beziehung, aber in keiner Beziehung. Und insofern, wenn es den Kindern gut geht, ist alles gut.

Dabei sind auch der Abstand und der Privatraum für die Einzelnen viel größer als in einer Paarbeziehung, vollends wenn kein gemeinsamer Haushalt besteht. Sind Bad, Küche und Wohnzimmer getrennt, stören auch offene Zahnpastatuben, herumfliegende Socken oder ungewaschene Geschirrberge weniger. So schreibt Jochen König (2015) über die Vorteile seines Modells, mit den Müttern seiner Töchter nicht in einer Paarbeziehung zu leben:

»Wir werden niemals emotionale Trennungsgespräche führen müssen. Wir werden uns unausgeschlafen und gestresst in den ersten Monaten mit Kind nicht darüber streiten, wer die Spülmaschine ausräumt oder den Winde-

leimer runterbringt, weil wir trotz Kind nicht zusammenwohnen wollen.«
(König 2015: 167)

Allerdings, aber das nur am Rande, ist es durchaus möglich, auch in Freundschaften Trennungsgespräche führen zu müssen. Emotionale Verletzungen kann man fast überall erleben oder anderen zufügen (siehe unten), und die Spülmaschine muss man dann fast sicher selbst ausräumen.

Keine Liebe = keine Liebesunerfüllbarkeit und kein Liebesenttäuschungspotential

Jedenfalls aber gibt es zumindest keine Enttäuschungen deswegen, weil sich eine Person nicht ausreichend von der anderen geliebt fühlt. Die Beziehung geht nicht mit einem paar- und partner*innenzentrierten Glücksversprechen einher, das allemal nicht einlösbar ist. Wie einleitend benannt, scheitert schon nach Simmel die Liebes-Dyade an der Individualität und zerbricht an deren »Unüberwindlichkeit« (Simmel 1985a [1921/22]: 274). Auch die Autor*innen der School of Life (2018: 54) zeichnen (mit Simmel, aber ohne ihn zu zitieren) die »(m)etaphysische Einsamkeit« (zuerst: Simmel 1985b [1906]: 196) des Individuums als unleugbare Grenze jeglicher Zweieinigkeit nach. Beim Co-Parenting hat man die Idee einer Seelenverschmelzung oder der eigenen Rettung durch den geliebten Anderen gar nicht. Hier ist keine Idee eines existenziellen Aufgehobenseins, eines umfassenden Verstehens und Verstanden-Werdens, kein wechselseitiges Idiosynkrasieannahmegebot als Erwartungshorizont installiert. Die Individualität und Unzugänglichkeit des Innenlebens sind damit kein Scheiternsgrund für die Elternbeziehung, weil hier die (trägerische) Idee der höchstpersönlichen Annahme jeglicher Zumutung gar nicht erst wirksam wird.

Auch wird man niemals die Mortalität der Liebesdyade erleben. Sprich: Man kann nicht den einzig, ausschließlich, absolut und über alles geliebten Liebespartner oder die Partnerin verlieren, weil es so jemanden nicht gab und gibt. Den grenzenlosen Schmerz des unwiederbringlichen Verlustes und der Trauer über das Verlorene muss man also dahingehend nie erleben.

Das heißt aber nicht, dass keine anderweitigen Scheiternsgründe, etwa eine sehr ungleiche Arbeitsteilung, grundlegend unvereinbare Erziehungsvorstellungen oder die Missachtung von jeglichen persönlichen Bedürfnissen, existieren könnten. Und auch bei Co-Eltern können »metaphysische Einsamkeit[en]« (The School of Life 2018: 54) aufeinanderprallen. Selbst wenn deren

Bearbeitung oder Lösung nicht als explizite Erwartung installiert sind, können diese doch als implizite Teilerwartung vorhanden sein. Und schließlich sind auch Co-Eltern nicht gefeit vor existenziellen Herausforderungen wie Erkrankungen, Einsamkeit, Abschied und Sterben – zumal solche Ereignisse auch sich nicht romantisch liebende Menschen mit Verantwortung füreinander (schmerzhaft) treffen können.

Pragmatik statt unerfüllbare Liebesversprechen

Abgesehen von solch existenziellen Lebenslagen erscheint Co-Parenting aber im Allgemeinen als deutlich pragmatischer und von so manchem Erwartungsballast befreiter: Man tut sich zusammen, gründet und lebt eine Familie, anstatt dabei zuerst auf der rosafarbenen Wolke Sieben zu schweben und im Zuge der langsam einsetzenden Entblindung und Desillusionierung über den vermeintlichen Traumprinzen oder die Märchenprinzessin schmerzhaft von dieser Wolke herabzustürzen. Oder, wenn schon nicht ein illusorisches Idealbild des geliebten Anderen zerstört wird, so kann doch ohne Paarbeziehung auch nicht der fortschreitende ›ganz normale Wahnsinn‹ des Alltages oder zumindest dessen oft hohe und zeitlich ausgreifende Anforderungen die Partner*innen sich entlieben und voneinander entfremden lassen. Hierzu stellt auch Jochen König Überlegungen an:

»Elternverantwortung und Paarbeziehung erscheinen mir zusammen oft zu viel für nur zwei Menschen. Die Verantwortung für ein gemeinsames Kind erfordert so viel Engagement und Zeit und ist zwischendurch so anstrengend und aufreibend, dass die Paarbeziehung viel zu häufig auf der Strecke bleibt.« (König 2015: 20)

Bisweilen erscheint es also als ›entweder – oder‹, romantische Liebe oder Liebe zum Kind. Wenngleich dies nicht immer so sein muss, werden daran sicherlich die hohen und immer weiter steigenden Anforderungen an beides plus weitere Erfordernisse des gegenwärtigen (Arbeits-)Lebens deutlich. Nicht zuletzt deswegen verzichten nicht wenige Menschen auf eine Familiengründung – und andere dafür auf die Idee einer erfüllten romantischen Liebe.⁶

6 Eine weitere Möglichkeit wäre, die Quadratur des Kreises gesellschaftlich möglicher zu machen, also die Vereinbarkeit aller Bereiche wie Kind, Beziehung, Erwerbsarbeit, weitere soziale Beziehungen, Gesundheit u.a.m. (z.B. Wimbauer/Motakef 2020a).

Das Argument oder die Vorstellung einer weniger komplizierten, einfacheren und pragmatischeren Beziehung der Eltern zueinander ohne Liebe findet sich häufiger in den Interviews und im Material. Exemplarisch Norbert Noon und Olaf Ohm, die ihr gemeinsames Vierer-Co-Parenting früher noch mehr als freundschaftlich und gegenwärtig mehr als pragmatisch fassen und dies auch als positiv betrachten. Ihre Leitlinie ist das Wohl der Kinder: »Wenn es den Kindern gut geht, ist alles gut«. Auch in der Elternbeziehung verstehen sie sich als pragmatisch. Olaf Ohm spricht für beide und erläutert, es mache

»auch das Leben einfach ein bisschen einfacher. [...] Wenn ich nicht jedes, was mir vielleicht gerade nicht gefällt, ausdiskutieren muss. Dann sag ich, gut, mach das so [...] dann muss ich, bin ich nicht sauer«.

Allerdings beschreiben sie sich selbst in der Elternbeziehung als pragmatischer als die beiden Co-Mütter, die immer sehr hohe – und für die beiden Väter als unerfüllbar wahrgenommene – Ansprüche an alles haben würden (was sie auf Geschlechterstereotype á la ›Venus‹ und ›Mars‹ zurückführen). Pragmatik ist also durch den Wegfall von romantischer Liebe zwar liebesmäßig gegeben, aber nicht unbedingt mit Blick auf Vorstellungen über den Alltag und das Leben der Kinder.

Umgekehrt kann es aber auch in Liebesbeziehungen pragmatische Ansätze geben. So stellen die beiden Väter nicht nur die Elternbeziehung, sondern auch ihre durch ›Liebe‹ zusammengehaltene Paarbeziehung als »ein bisschen down gegradeter« und als pragmatisch-unaufgeregt dar. Sie würden es sich, so im Väter-Paarinterview, generell »etwas weniger kompliziert« machen und viele Sachen, über die sich manch andere aufregen, würden ihnen gar nicht auffallen. Sie beenden ihre längere Erzählung dazu wie folgt:

Olaf Ohm: [...] es wird nicht la, ist nicht, glaub ich, langweiliger, aber es macht's ein bisschen einfacher, wenn man nicht alles so hundert Prozent haben muss. Ich glaube, das ist ein Geheimnis, ist kein Geheimnis, aber das ist ein warum wir noch so ... dass ich dich immer noch gut leiden kann (lacht).

Norbert Noon: Das ist viel wert.

Olaf Ohm: Ja (lacht)=

Norbert Noon: =(lacht leise).

Dauerhaftigkeit nicht durch romantische Liebe, sondern durch Elternschaft

Ein letzter Punkt bezieht sich auf Stabilität und Dauerhaftigkeit. Co-Parenting erscheint potentiell dauerhafter als die Liebesbeziehung, da es nicht mit dem Ende der romantischen Liebe beendet, sondern als Elternschaft auf Dauer gestellt ist. So sagt Olaf Ohm aus der Vier-Eltern-Familie Lau-Mann/Noon-Ohm über das Wohl der Kinder und über die Kinder:

»Das war ja auch das, was uns [die vier Eltern, Anm. C.W.] verbunden hat und verbindet. Und uns auch ähm die auf immer verbunden sein lassen wird.«

Sorgende Elternschaft als normativer (und rechtlicher) Anspruch gilt jedenfalls so lange, bis das Kind oder die Kinder erwachsen sind beziehungsweise selbst im Leben stehen und nach einer Ausbildung auch ökonomisch unabhängig sind. Auch jenseits von finanziellen Einstandspflichten ist Elternschaft ein dauerhaftes Konzept und kann nicht einfach mit 18, 25 oder 45 beendet werden. Eltern bleiben üblicherweise bis zu ihrem Tod die Eltern und die Kinder die Kinder (wenn nicht emotional, sozial und eventuell rechtlich die Elternschaft nach besonderen Vorfällen von einer oder mehreren Seiten beendet wird).

Zudem ist die Elternbeziehung häufig eine freundschaftliche. Eine wahre Freundschaft, so ist des Öfteren zu hören und zu lesen, sei für das ganze Leben, eine romantische Zweierbeziehung hingegen ganz und gar nicht. Auf den Punkt bringt dies auch Doreen Kruppa, die zehn Menschen in freundschaftszentrierten Lebensweisen interviewt hat, von denen acht mit Kindern leben.⁷ Als eines von drei Begründungsmustern für diese Form der Elternschaft arbeitet Kruppa das Begründungsmuster »*Dauerhafte Freundschaften statt wechselnde romantische Liebesbeziehungen*« (Kruppa 2020: 181, Herv.i.O.) heraus.⁸ Dessen Kern ist die Annahme,

7 Diese acht fallen damit in das hier verwendete Verständnis von Co-Parenting, da sie sich nicht in einer romantischen Liebesbeziehung befinden.

8 Ein zweites Muster ist »*Vielfältiger Austausch statt sozialer Isolation und Abhängigkeiten*« (Kruppa 2020: 179, Herv.i.O.). Hier wird kritisiert, »dass spezifische gesellschaftliche Machtverhältnisse, vor allem zwischen Kindern und ihren biologischen Eltern sowie zwischen Frauen und Männern, in traditionellen Kleinfamilien zu sozialer Isolation und zu Abhängigkeiten führen« (ebd.). Das dritte Muster ist »*Vielfältige Unterstützung statt Überforderung*« (ebd.: 180, Herv.i.O.). Hiernach überfordert es die Kleinfamilie,

»dass romantische Liebesbeziehungen nicht von Dauer seien und ihr Ende häufig emotional sei, weshalb sie keine gute Basis für eine gemeinsame Elternschaft wären. Demgegenüber werden Freundschaften als die dauerhafteren und verlässlicheren Beziehungen eingeschätzt, die deshalb geeigneter seien, um gemeinsam Kinder aufzuziehen« (ebd.).

Bei freundschaftszentrierten Lebensweisen und bei aromantischen Co-Parenting-Konstellationen, wie generell bei sogenannten Wahlverwandtschaften (»families of choice«, zuerst Weston 1991) stelle sich dann – so ist oft zu lesen – die Frage, wie Zuverlässigkeit und Verantwortung auf Dauer gestellt werden können. Wie Schlender unter Verweis auf Roseneil und Budgeon (2005) herausarbeitet und empirisch aufzeigt, »ist die Sorge um Verbindlichkeit [...] eine, die sich in besonderem Maße in Co-Elternschaften als »nicht-normative Kulturen von Intimität und Fürsorge« (Roseneil/Budgeon 2005: 274) auftut« (Schlender 2019: 64). Auch nach Jochen König »ist es nicht so einfach, unter Freundinnen und Freunden eine solche Verbindlichkeit auf Dauer zu etablieren. Freundschaften ändern sich« (König 2015: 19). Doch dies gilt auch für romantische Zweierbeziehungen, so König: Auch »Wohngemeinschaften gehen auseinander. Beziehungen sowieso« (ebd.).

Nun ist es in der bürgerlichen Kleinfamilie das »eigene Blut«, das die Familienbande sichern soll. Dies trifft aber nun ja bei biologisch-leiblichen Co-Eltern genauso zu – nur ohne die Liebesabsicherung. Bei zahlungs- und sorgenwilligen Vätern, von denen es auch den einen oder anderen gibt, scheint jedoch das Blut- und Gene-Argument nicht sonderlich wirksam. »Families of choice« und Regenbogenfamilien hingegen haben die Liebe, aber nicht immer Blutsbande. So könnte man über die blut- und liebesfundierte »Normalfamilie« vermuten, dass ihre doppelte Absicherung wohl besser halten solle. Da die Frage nach Zuverlässigkeit und dauerhafter Verantwortung nachgerade als Dreh- und Angelpunkt erscheint und auch das entscheidende Kriterium der hier präferierten Familiendefinition (Kapitel 3.4) darstellt, wird sie an späterer Stelle erneut aufgerufen.

wenn die zwei Erwachsenen darin die Aufgabe der »finanziellen Absicherung der Familienmitglieder und der Sorgearbeit für Kinder« zu leisten haben; bisweilen wird auch problematisiert, dass die »Verantwortung für Kinder hauptsächlich [...] bei den biologischen Eltern verortet« sowie »in hegemonialen Beziehungskonzepten Sorgearbeit [...] vorrangig Frauen zugewiesen« werde (ebd.).

6.4 Alles um des Kindes Wohl und Willen: Hohe Kindzentrierung und Liebe zum Kind

Wie benannt, zeichnen sich Co-Parenting-Familien durch eine hohe Kindeszentrierung (vgl. Kapitel 5; u.a. Segal-Engelchin et al. 2005: 97) aus. Nochmal im (Paarinterview der beiden Männer) gefragt, was »euch als Familie zusammenhält«, antworten Norbert Noon und Olaf Ohm ohne Pause:

Norbert Noon: Das Wohl der Kinder hält [uns alle zusammen]

Olaf Ohm: [Die Kinder.

Interviewerin: Ja?

Olaf Ohm: Ja.

Norbert Noon: Auf jeden Fall.

Olaf Ohm: Ja.

Norbert Noon: Das war immer das hoch höchstgesteckte Ziel.

Dies ist kein Alleinstellungsmerkmal, sondern trifft für viele und unterschiedlichste Familien zu. Umgekehrt aber gilt im Prinzip für (fast) alle Co-Parenting-Familien, dass das Kind ein geplantes Wunschkind ist, um dessen Wohl sich alles dreht. Für die Familiengründungen werden keine Mühen und Kosten gescheut und schließlich ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ein ganz wesentlicher Aspekt – was auch in anderen Familien so sein kann und regelmäßig so ist.

Bewusste Entscheidung für das Wunschkind und umfassende (Familien-)Planung

Wie ausgeführt (Kapitel 5) und daher hier nur kurz, kann man kaum zufällig Co-Elter werden, da eine solche Familiengründung üblicherweise nicht einmal so »passieren« kann. Vielmehr handelt es sich so gut wie immer um eine aktive Entscheidung, und auch die Zeugung muss mehr oder weniger aufwendig aktiv bewerkstelligt werden. Da das Kind zumeist nicht im direkten Geschlechtsverkehr entsteht, bedarf es einer Selbstinsemination der Mutter mit dem Samen des Vaters (umgangssprachlich als »Bechermethode« bezeichnet) oder medizinisch assistierter Reproduktionstechniken.

Auch alles Weitere nach der Zeugung, etwa die Sorgearbeitsteilung und Vorstellungen über das Großziehen, ist oft durchdacht, ausdiskutiert und vorausschauend geplant (wenn auch nicht komplett, nicht notwendig immer und nicht immer von allen). Viele Co-Eltern treffen mehr oder weniger ausführli-

che Elternvereinbarungen miteinander, die auch schriftlich festgehalten werden. So berichtet etwa Frank, der mit Steven sowie Marianne und Gabriella in einer Vierer-Konstellation lebt und kein rechtliches Elternteil von Sohn Quinten ist, im Gespräch mit Johannes Nichelmann (2017) über die umfassenden und lange vorbereiteten Vereinbarungen:⁹

»Wir haben das alles in einem Vertrag notariisch festgelegt. Alle vier haben unterschrieben. Also alles ist vertraglich geregelt. Das war keine Entscheidung, die wir über Nacht getroffen haben. Wir sprechen darüber seit mindestens drei Jahren. [...] Wir haben viel darüber nachgedacht. Man kann nicht alles verhindern, aber ich glaube, dass wir für Quinten und für das jetzt kommende zweite Kind alles gut bedacht haben.« (Nichelmann 2017)

Solche Elternvereinbarungen reichen von mündlichen Absprachen über schriftlich festgehaltene Abmachungen (u.a. auch die Eltern bei Kaufmann 2017 und von Poser 2018/17) bis hin zu notariell bekundeten Verträgen (so etwa bei Nichelmann 2017). Sie können unterschiedlichste Bereiche umfassen, von der Aufteilung der Betreuung zwischen den Eltern und den Zeiten, die das Kind bei wem und an welchem Ort verbringt, über finanzielle Regelungen und Vorkehrungen im Fall einer Erkrankung oder wenn ein Elternteil verstirbt. Sie können sich auch beziehen auf »Mechanismen, wie Streit gelöst werden soll« (Kaufmann 2017) oder auf Verpflichtungen der Eltern, die Sprache eines anderen Elternteils zu lernen, wenn das Kind mehrsprachig aufwächst, so etwa bei Kathleen, Marianna und Alex in der Reportage von Tini von Poser (2018 [2017]).

Die Kinder von Co-Eltern, so lässt sich häufig lesen und hören, sind die Wunschkinder, für die viel getan und in Bewegung gesetzt wurde. Jennifer, in einem heterosexuellen Zwei-Eltern-Arrangement lebend, spricht für viele:

»Die Wahrheit ist einfach, dass wir sie uns beide so sehr gewünscht haben, dass wir alles getan haben, um sie zu bekommen, sogar ungewöhnliche Wege einzuschlagen.« (Jennifer nach Apelt 2018)

Wenngleich es sich nun bei Co-Parenting-Familien durchwegs um Wunschkinder handelt, die von den Eltern bewusst gezeugt und die Familien aus freien Stücken und um der Kinder Willen gegründet werden, ist eine Bemerkung

9 Ausführlich wird diese Co-Elternkonstellation auch vorgestellt in der Reportage »Vier Eltern und ein Kind. Co-Parenting in den Niederlanden« (2017).

zu einer denkbaren Einschränkung des ›freien Willens‹ (ausführlicher Kapitel 7.2) und der uneingeschränkten Bejahung angebracht. Zunächst ist es bei allen Eltern verbreitet, dass sie sich auch ab und an Sorgen machen oder an ihrer Entscheidung zweifeln, auch wenn die Kinder gewünscht sind (siehe Kapitel 5). Weiter ist zur ›Freiwilligkeit‹ anzumerken: Am ehesten ist von einer uneingeschränkten Zustimmung aller Co-Eltern auszugehen, wenn sich zwei Personen, die beide keine anderweitigen Liebesbeziehungen haben, zusammmentun. Mangels romantischer Liebe zueinander bestehen hier erst einmal wenig Verpflichtungen. Passen die beiden nicht zueinander, trennen sich die Wege wieder, noch ehe sie zusammenkamen. Anders, wenn Liebe ins Spiel kommt. Haben Co-Eltern eine Liebesbeziehung zu einer dritten Person, ähneln sie heterosexuellen Liebespaaren: Unter Umständen kann dann die andere Person vom eigenen Kinderwunsch ›überzeugt‹ werden, die ihn vielleicht *nolens volens* um der Liebe wegen erfüllt. Bisweilen wird so auch versucht, eine Beziehung zu kitten. Gleichermaßen könnte in Dreier- oder Vierer-Co-Eltern-Konstellationen eine Familiengründung nicht unbedingt das primäre Lebensziel einer der beteiligten Person sein, aber vielleicht von deren Partner*in.

Zudem ist zwar bei (fast) allen Eltern das Kind zweifellos ein Wunschkind, aber welche verschiedenen Motive hinter dem Wunschkind oder hinter Generativität generell stehen, ist eine andere Frage – die alle Eltern betrifft. Dabei geht es zwar generell in den allermeisten Fällen, aber nicht immer nur um das Wohl des Kindes um des Kindes Willen, ja es ist gar nicht immer bekannt, was das Wohl des Kindes eigentlich ist und was nicht (wobei sich hier die Ansichten der Eltern und der Kinder ab und an auch unterscheiden). Es gibt viele Gründe, sich Kinder zu wünschen und wirklich zu wollen. Nicht alle dabei sind immer nur und ausschließlich altruistisch, und waren dies auch noch nie (siehe Kapitel 3, Fußnote 9).¹⁰ Man ist also niemals vor einer womöglich auch unbemerkten und vielleicht sogar gut gemeinten ›Instrumentalisierung‹ gefeit. Da dies egal in welchen Elternkonstellationen so sein kann, wird es hier nicht weiter ausgeführt.

10 Etwa, wenn es das Kind (mit bester Intention) besser haben soll als die Eltern, das Kind aber dann das Leben der Eltern nochmal und besser leben soll anstatt das eigene Leben, oder wenn es die Instrumente spielen soll, die der Vater oder die Mutter immer spielen wollte, aber nie durfte und manch anderes mehr.

Finanzieller Aufwand und immaterielle Aufwendungen

Alle Eltern nehmen in aller Regel viel Mühen auf sich und scheuen nicht die Kosten, die Familie mit sich bringt. Dass Schwangerschaft und Geburt schön sein können, ist dabei gesellschaftlich präsenter als dass eine Geburt für die Mütter oft äußerst schmerzhaft ist und die Mutter sogar ihr Leben dabei verlieren kann. Allgemein sind die finanziellen und weiteren Kosten für Kinder hoch, seien es die direkten materiellen Kosten für Kleidung, Nahrung, Erziehung, Schule, Bildung, Teilhabe oder seien es indirekte ›Kosten‹ wie sogenannte ›Opportunitätskosten‹ (oder ›Verzichtskosten‹, etwa Verdienstauffälle, wenn meist die Mutter, zu Hause bleibt und für die Kinder sorgt und in der Zeit nicht oder weniger für Erwerbsarbeit entlohnt wird). Zudem entstehen auch immaterielle ›Kosten‹ (wenn man den Kostenbegriff bemühen will), Mühen und Entbehrungen, die beispielsweise in Schlafmangel oder der Einschränkung von früheren sozialen, freundschaftlichen oder Freizeit-Aktivitäten bestehen. Die Co-Väter Noon-Ohm nennen »natürliche Freiheiten, die wegfallen [...] wie immer bei allen Eltern, wenn's Kinder gibt«.

Hinzu kommen gegebenenfalls bei den Co-Eltern (und manchen heterosexuellen Eltern) ein großer Aufwand und hohe finanziellen Kosten, wenn Reproduktionstechnologien herangezogen werden.¹¹ Co-Eltern greifen bisweilen auf Selbstinsemination zurück, aber verbreitet ist es auch Wunsch oder notwendig, ärztliche Hilfe in einer Kinderwunschklinik in Anspruch zu nehmen. Wie mehrere Befragten schildern, koste dies von 1.000 Euro im einfachsten Fall und wenn es sofort klappt, bis hin zu 20.000 Euro oder mehr, wenn mehrere Zyklen erforderlich sind und wenn auch noch Reisen usw. hinzukommen; für mehrere Kinder kann es auch bis zu 50.000 oder 100.000 Euro kosten. Nicht wenige nehmen dafür Bankkredite auf oder leihen sich Geld im privaten Umfeld.

11 Nehmen diese nicht verheiratete oder nicht eheähnlich paarförmig lebende Eltern in Anspruch, muss die Krankenkasse keine Kosten dafür übernehmen. Gesetzliche Kassen übernehmen nur (nach Bewilligung) Kosten in Höhe von 50 Prozent für eine bestimmte Anzahl an Inseminationen, wenn die Eltern verheiratet, über 25 Jahre und unter 40 Jahre (Frau) bzw. 50 Jahre (Mann) sind und diese ihre eigenen Gameten verwenden (private Kassen übernehmen teilweise mehr, teils bis zu einem Alter der Mutter von 45 Jahren). Ersichtlich ist, dass die Gruppe der bezuschussten potentiellen Eltern klein und selektiv ist. Informationen dazu bietet u.a. das BMFSFJ in seinem Informationsportal Kinderwunsch (www.informationsportal-kinderwunsch.de) (siehe auch Fußnote 8 in Kapitel 5).

Für Co-Eltern wie Liebes-Paar-Eltern wird nach der Geburt oft eine größere Wohnung notwendig, während Co-Eltern häufig zwei größere Wohnungen brauchen, da bei allen Co-Eltern je ein eigenes Kinderzimmer benötigt wird. Nicht selten suchen die Co-Eltern nach besonderen Wohnformen, die getrennte und gemeinsame Wohnräume in erreichbarer Nähe aufweisen. Gesucht werden zum Beispiel zwei Mietwohnungen (oder Eigentumswohnungen, wenn finanzierbar) nebeneinander, übereinander oder nah beieinander. Oder auch ein Reihenhäuschen mit Gartenparzelle (ebenfalls unter der Maßgabe der Finanzierbarkeit) für alle Eltern, wobei dann Räumlichkeiten für zwei, drei oder vier Erwachsene und die Kinder plus Gemeinschaftsraum (Küche, Esszimmer) notwendig werden. Andere Varianten sind Wohnungen oder Häuschen, die direkt nebeneinander sind, ggf. auch mit einer oder zwei zusätzlichen kleinen Pendelwohnungen, je nachdem, wer wo arbeitet und wo es die geeignete Wohnform zu realisieren gab. Zusätzlich hierzu verkompliziert sich auch unter den aktuellen Miet- und Immobilienpreisen die Wohnungssituation – für alle Familien, wobei allgemein Familien mit weniger ökonomischem Kapital in schwierigeren Lagen sind und oft trotz zu wenig oder schlechtem Wohnraum nicht umziehen können.

Dass die finanziellen und immateriellen Aufwendungen für Familiengründungen hoch und vielleicht bei Co-Eltern noch etwas höher sind, begünstigt theoretisch eventuell eine besondere Fürsorge¹² für die Kinder. Jedenfalls dürfte ein Zusammenhang mit dem sogenannten ›Augapfel‹- oder ›Helikopter‹-Phänomen bestehen, wonach – ohne Wertung – ganz besonders gewünschte und erhoffte (Einzel-)Kinder von den stets über das Wohl und Wehe wachenden Eltern oder Müttern umfassend geschützt und wie ein Augapfel behütet werden. Auch dies ist keineswegs auf Co-Eltern begrenzt, sondern tendenziell eher in bestimmten bürgerlichen, einkommensstärkeren Schichten häufiger aufzufinden.¹³

Auf der anderen Seite ist das Konzept Co-Elternschaft gerade mit Blick auf die damit einhergehenden finanziellen Aufwendungen in bestimmten Formen eher für finanziell besser gestellte Menschen mit mehr ökonomischem Kapital umsetzbar. Nicht wenige haben ein hohes Einkommen,

12 Wobei Geld an sich kein Maß für Fürsorge ist (sondern eher für gut bezahlte Erwerbsarbeit oder Vermögen) und theoretisch auch weniger Geld mit mehr Fürsorge verbunden werden könnte (zumal beides weiblich konnotiert ist: wenig Einkommen und viel Sorgearbeit).

13 Wengleich es hierzu keine repräsentativen Zahlen gibt.

oder zumindest die Väter haben dies (woran aber die anderen Co-Eltern nicht teilhaben müssen). Auch die finanzielle Unabhängigkeit von einem bestimmten Beschäftigungsverhältnis ist bisweilen vorteilhaft (siehe Kapitel 7.3 zu Diskriminierung in der Erwerbssphäre). Allerdings haben sich auch verschiedene Personen und Familien, mit denen wir (siehe Kapitel 4.3) gesprochen haben, verschuldet und/oder leben monatlich »auf Kante« (was generell und besonders für Familien nicht so selten ist). Schließlich gibt es auch in Co-Eltern-Konstellationen intern sehr ungleiche finanzielle Verhältnisse, die aber noch komplett unerforscht sind. Insgesamt deuten fast alle existierenden Studien darauf hin, dass Co-Eltern häufiger ein höheres Einkommens- und Bildungsniveau haben als der Durchschnitt. Die Studien sind aber nicht statistisch repräsentativ und es kann auch sein, dass Personen mit einem höheren Bildungsabschluss eher zu einer Befragung bereit sind (Wimbauer/Motakef 2017a,b). Sozialstrukturelle Verteilungen sind also noch weitgehend unklar und wären weiter zu erforschen (siehe Kapitel 8.6).

Liebe zum Kind als Basis aller Beziehungen

»Alle Co-Parents lieben ihre Kinder!« – so möchte man rufen, wenngleich sie sich da nicht so sehr von anderen Eltern unterscheiden. Wie in Kapitel 5 ausgeführt, ist die Liebe zum Kind das, was die Co-Elternfamilien eint. Das Fehlen romantischer Liebe zwischen den Eltern scheint dabei von außen bisweilen als Defizit markiert zu werden. Die Familienforscherin Sabine Walper hält es hingegen im Gespräch mit Ute Welty (vorsichtig ausgedrückt) für durchaus möglich, dass eine auf Vernunft statt Partnerliebe eingegangene Elternverbindung vorteilhaft für das Kind sein könnte. Denkbar sei, dass hier

»die Eltern ihre eigenen Glückswünsche in der Partnerschaft ein bisschen herunterschrauben und stärker in den Vordergrund stellen, worum es dann geht, wenn man Kinder großzieht: Dass man halbwegs gut miteinander kooperiert und ansonsten diese Aufgaben rund um das Kind in den Vordergrund stellt« (Walper im Gespräch mit Welty 2016).

Jochen König, zu dem Zeitpunkt noch prospektiver Co-Vater des zweiten Kindes, der der Co-Mutter *in spe* nicht in romantischer Liebe verbunden ist, wird im Bekanntenkreis gefragt, ob da »nicht die Liebe« fehle. Er meint:

»Nein! Unser Kind wird die vielfältigen Arten von Liebe kennen lernen. Es wird unsere freundschaftliche Liebe kennen lernen, die Basis unserer ge-

meinsamen Elternschaft ist. Es wird romantische Liebe kennen lernen. Die mal beständiger, mal unbeständiger ist. Wie im richtigen Leben und wie in jeder anderen Familie auch. Und natürlich wird unser Kind die Liebe der Eltern zu ihren Kindern erleben.« (König 2015: 184)

Es gibt also, so Jochen König, vielfältige Arten von Liebe. Sie erscheinen als ungleich, aber gleichwertig. Das Kind werde verschiedene Liebesformen kennen- und schätzen lernen – und wesentlich auch die Elternliebe zum Kind. Das Kind erlebt eine Fülle an Liebe, so könnte man weiterführend interpretieren. Ist das nur Zukunftsmusik, sind das nur idealisierende Gedanken vor der Familiengründung? Offenbar nicht, wie bereits in Kapitel 5.1 ausgeführt. Exemplarisch hat in der Co-Eltern-Familie Lau-Mann/Noon-Ohm mit zwei Kindern »Liebe« die »oberste« Bedeutung, so die biologische Mutter Mira Lau-Mann. Co-Mutter Lina stimmt ihr im Viererinterview uneingeschränkt zu:

»[D]as glaub ich auch. Ohne Liebe wär' ich schon so zerbrochen. [...] das ist die oberste Prio und ich glaube auch das, was uns mit den Kindern zusammenhält«.

Hier schließt wiederum ihre Partnerin Mira konsensuell an: Die Kinder

»wissen, dass wir sie alle lieben und wir wissen alle, dass wir unsere Kinder lieben. Und also Liebe, glaube ich auch, spielt für uns alle 'ne sehr hohe Rolle«.

Auch im späteren Interview nur mit dem Väterpaar wird die Liebe zu den Kindern als grundlegend ausgeführt. Gefragt nach der generellen Rolle von Liebe in ihrem Leben, antworten die beiden:

Norbert Noon: Große Rolle. Ist ein Fundament.

Olaf Ohm: Und diese Liebe zu Kindern, die man glaub ich nur kennt und fühlt, tatsächlich, wenn man Kinder hat, die kann man gar nicht, die ist anders, wie die Liebe zu 'nem Partner. Ähm ja, die ist auch allgegenwärtig. Und die ist auch wichtig, und das ist das, was der Kitt ist zwischen allem.

Norbert Noon: Ja. Auf jeden Fall. Ein Fundament, ein Gewölbe. Ich weiß nicht, wie ich sonst noch beschreiben soll.

Olaf Ohm: Und das ist auch da und das kommt von den Kindern auch zurück. Und äh, ja, das bereichert halt das Leben schon sehr. Also [...] das sagt einem auch jeder, der Kinder hat, das ist was, das hat man äh das weiß man vorher nicht, das ist schon ›ne echte Bereicherung.

Neben der familienkonstitutiven Liebe zum Kind lieben auch viele Co-Eltern ›irgendwie‹ die andere/n Co-Elternpersonen. Für diese Liebe existiert keine Bezeichnung und sie wird manchmal als elterliche Zuneigung, verantwortungsfokussierte oder freundschaftliche Liebe beschrieben, aber eben nicht als romantische. Sie wird auch nicht in Verbindung mit sexuellem Begehren gebracht. Jochen König plädiert dafür, erst mal Liebe und Sex zu trennen¹⁴ (siehe Kapitel 9.5) und differenziert dann verschiedene Formen von Liebe, die in ihrer Familie und zur Co-Mutter Marie existieren und die die Kinder kennen lernen werden:

»Ich hatte zwar keinen Sex mit Marie. Das heißt aber noch lange nicht, dass wir deshalb nicht lieben können und unserem Kind keine Liebe geben können. Ich weiß nicht, ob ich sagen würde, ich liebe Marie. Aber uns verbindet so viel, dass ich mich entschieden habe, mit dieser Person ein Kind zu bekommen [...]. Mit der Entscheidung, ein Kind mit ihr zu bekommen, binde ich mich für mindestens 20 Jahre an diese Frau.«

Kurz gesagt: Dauerhafte Verantwortung und familiäre Sorge bedürfen nicht der romantischen Liebe zwischen den Eltern. Es ist maßgeblich und grundlegend die Liebe zu den Kindern, was die Familien aneinanderbindet – und die gemeinsame Verantwortung für das gemeinsame Kind oder die Kinder. Dabei

14 Ein Grundpfeiler der modernen Gesellschaftsordnung ist die in Kapitel 2 und 3 benannte Koppelung von Liebe und Sexualität. Manch einer plädiert für deren Trennung oder für die Nichtexklusivität von sexuellen und Liebesbeziehungen (etwa Karig 2017), also für Polyamorie oder konsensuell nichtmonogame Liebe(n)sformen. Fraglos kann man jemanden lieben, ohne Sex mit der Person zu haben (oder haben zu wollen), was etwa Eltern-Kind-Beziehungen und Freundschaften beweisen. Fraglos kann man auch Sex mit jemandem haben, ohne die Person zu lieben. Beides wurde erst historisch aneinandergekoppelt (und gilt für Frauen mehr als für Männer, deren ›Fremdgehen‹ oder Inanspruchnahme von Diensten einer Sexarbeiterin als weniger verwerflich bewertet werden als wenn dies Frauen tun) und ist ein wesentlicher Bestandteil von männlicher Macht über Frauen. Würde diese Koppelung allerdings – wie manche fordern – radikal aufgelöst, während alle weiteren gesellschaftlichen Prinzipien gleich blieben, könnte sich dies durch diese Ungleichzeitigkeit zu Ungunsten von Frauen* auswirken, die dann womöglich häufiger zu Alleinerziehenden würden. Vielmehr müssten gleichzeitig die normative und rechtliche Rahmung, die gesellschaftliche Organisation sowie die faktische Infrastruktur und die finanziellen Kosten der Betreuung und Erziehung von Kindern so verändert werden, dass sich Elternteile ihrer Elternverantwortung nicht mehr wie bisher entziehen können und Mütter nicht mehr (überwiegend) alleine die physischen, psychischen, finanziellen und praktischen Kosten zu tragen haben.

kann zwischen den Co-Eltern auch eine Liebesform entstehen, für die es bisher keine eigene Bezeichnung gibt, die aber mit einer positiven Haltung, mit Zuneigung, Verantwortung, Freundschaft, Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit verbunden ist. Vielleicht bildet sich zukünftig ein eigenes Deutungsmuster heraus. Bis dahin müssen die Co-Eltern – wie für so vieles – ihre eigenen Bezeichnungen finden.

Kein Trennungsbedarf, selbst wenn die ›irgendwie‹-Liebe doch schwindet

Nun muss es nicht immer so sein, dass sich die Co-Eltern ›irgendwie‹ oder freundschaftlich lieben, oder dass sie sich dauerhaft ›irgendwie‹ lieben. Auch dieses Gefühl oder diese Haltung kann sich über die Zeit verändern, wofür in Kapitel 7 noch einige Gründe zu lesen sein werden. Zudem kann die Beziehung zwischen den Eltern, selbst wenn sie nie negativ wird, zumindest unklar oder neutral werden. Anders als in romantischen Paarbeziehungen besteht dann aber nicht so sehr der Bedarf oder die empfundene Notwendigkeit zu einer Trennung oder Scheidung, wenn man sich ›auseinandergelebt‹ hat, sich nicht mehr liebt oder sich höchstpersönlich einfach nichts (mehr) zu sagen hat. Dies war ja niemals der Anspruch und die Messlatte der Beziehung. Damit erhält die Co-Elternbeziehung diesbezüglich einen Stabilitätsvorteil.

Somit gelangt man wieder zum Ausgangspunkt: Das Konfliktpotential ist geringer, da zumindest kein Streit und keine Trennung wegen enttäuschter Liebe entstehen kann. Damit sind auch die Kinder nicht von derartigem Streit und Trennung der Eltern betroffen. Insgesamt ist das Kindeswohl in Co-Elternfamilien stark orientierend und verbindend. Ein ›Rosenkrieg‹ nach dem Erkalten der elterlichen Liebe steht den Kindern hier jedenfalls nie bevor.

6.5 Mehr als Mama und Papa: Von ›Bonuseltern‹ und den Vorteilen der größeren Zahl

In diesem Teilkapitel stehen solche Co-Parenting-Konstellationen im Zentrum, bei denen es mehr als zwei aktive Eltern gibt. Dies kann sein, wenn ein Paar mit einer Person, zwei Paare miteinander oder ein freundschaftszentriert lebendes Mehreltern-Beziehungsnetzwerk gemeinsam eine Familie gründen. Eine in entsprechenden Foren ab und zu verwendete Bezeichnung

für Eltern, die über die üblicherweise zwei ›Bio-Eltern‹¹⁵ hinausgehen, lautet ›Bonusertern‹. Der Begriff »Bonusertern« ist deutlich positiv konnotiert¹⁶ und grenzt sich damit von dem in der empirischen Familiensoziologie gebräuchlichen und devaluativen Begriff der »Stieffamilien«¹⁷ ab. Der Begriff »Bonusertern« setzt sich explizit einer Defizit-Orientierung entgegen und betont den Gewinn, das Zusätzliche und das Mehr durch mehr als zwei Eltern. Dass es nicht immer nur vorteilhaft und angenehm sein muss, wenn mehr als zwei Eltern existieren, wird in Kapitel 7.2 und 7.5 behandelt. Im Zentrum des Teilkapitels hier stehen hingegen verschiedene, nicht immer trennscharfe Vorteile: etwa für die Vereinbarkeitsfrage und durch wechselseitige Unterstützung, mehr Rat und mehr Tat aufgrund mehrerer Beteiligter.

Komparative Größenvorteile durch mehr Zeit und bessere Vereinbarkeit

Ein wichtiger Aspekt, der sich als komparativer Größenvorteil bei Mehrelternfamilien ergibt, besteht in einem Mehr an Zeit für das Kind oder die Kinder und für anderes. Damit wird für die Eltern die Vereinbarkeit verschiedener Aufgaben wie Sorge, Erwerbsarbeit und aller weiterer Lebensbereiche deutlich erleichtert und für die Kinder ausgedehntere und entspanntere Sorge ermöglicht. Alle Eltern, die sich zu zweit all die anfallenden Aufgaben teilen und dabei heute in vielen Fällen beide erwerbstätig sind (zumindest nach einer Elternzeit), wissen ob den Herausforderungen der (Un-)Vereinbarkeit. Allerspätestens bei zwei Vollzeittätigkeiten und einem kranken Kind wird es bisweilen sehr kritisch. Aber selbst im Zuverdienerinnen- oder im weibliche Hausfrau/männlicher Ernährer-Modell kann die Lage schnell prekär werden, wenn etwa Kind und Sorgeleistende gleichzeitig krank werden, nicht zu reden von Alleinerziehendenhaushalten. Es liegt auf der Hand, dass drei, vier oder fünf Personen die beständige Sicherstellung der (Für-)Sorge für das Kind oder

-
- 15 Ein Begriff, der hier möglichst wenig verwendet wird, klingt er doch immer irgendwie nach ›Bio-Markt‹ um die Ecke. ›Zwei biologische, genetische und/oder natale Eltern, üblicherweise Vater und Mutter‹ ist allerdings auch kein sehr eingängiger und alltagstauglicher Ausdruck. Hieran wird deutlich, dass einige neue Begriffe erforderlich scheinen.
- 16 ›Bonus‹ geht angeblich auf das lateinische Adjektiv *bonus*, übersetzt ›gut‹, zurück (www.dwds.de).
- 17 Nicht alle Mehrelternfamilien sind ›Stieffamilien‹, aber in allen ›Stieffamilien‹ gibt bzw. gab es mehr als zwei Eltern.

die Kinder erheblich leichter fällt. Exemplarisch Olaf Ohm aus der Vierer-Konstellation Lau-Mann/Noon-Ohm: Er sagt, ein

»ganz positiver Effekt unserer Vier-Elternschaft ist natürlich, dass es in der Regel immer jemanden gibt, der Lust auf die Kinder hat, der Zeit hat und auch was mit denen machen will. Und das ist auch ein Teil des Erfolgsrezepts, warum unsere Kinder so sind, wie sie sind. Weil bei zwei Leuten ist natürlich weniger Zeit da, weniger Nerven da und bei uns ist eben so im Schnitt gesehen immer jemand da, der Zeit hat. Oder/und Lust hat oder so, mit denen was zu tun. Und das ist auf jeden Fall ein Benefit, den unsere Kinder im Gegensatz zu zwei Eltern haben.«

In diesem Zitat wird allerdings auch deutlich, dass nach Olaf Ohm nicht »immer«, sondern nur »im Schnitt gesehen immer jemand« Zeit hat. In dieser wie in anderen Konstellationen sind es zudem, worauf noch zurückzukommen sein wird, vor allem die Frauen und hier insbesondere Lina Lau-Mann, die häufiger »immer« Zeit hat als die Väter. Dennoch beteiligen sich auch Norbert Noon und Olaf Ohm an der Sorge für die Kinder und damit stehen prinzipiell, wenn auch zeitlich ungleich, vier Eltern dazu zur Verfügung.

In heterosexuellen Paarbeziehungen ist hingegen regelmäßig mindestens eine Person – oft der Vater – erwerbsarbeitsbedingt die meiste (Wach-)Zeit des Kindes abwesend, was teilweise von ihm oder von beiden Eltern bedauert oder kritisiert, teilweise als arbeitsseitige Notwendigkeit gedeutet wird (oder alles drei gleichzeitig) (u.a. Aunkofer et al. 2019). Die Figur des abwesenden Vaters und das Bild der »quasi alleinerziehenden Mutter« kamen in sämtlichen Paar- und Einzelinterviews (siehe Kapitel 4.3) immer wieder zutage. Exemplarisch etwa Max Müller, Vater in einem ehemaligen Doppelverdiener-Paar, in dem Mutter Maja gegen ihren Willen ihre Erwerbstätigkeit unterbrach. Max Müller »will nicht der Papa sein, der in in in paar Jahren mal einen erwachsenen Sohn sieht plötzlich«, weil er während seines Aufwachsens nur arbeiten gewesen sei. Allerdings sieht er sich gezwungen, als Familienernährer das Geld für die Familie zu verdienen und dafür lange Arbeitszeiten und die Abwesenheit von seinem damals fünf Monate alten Sohn Miro in Kauf zu nehmen, worunter er und auch seine Frau Maja sehr leiden und das Paar deshalb größere Konflikte austrägt (Wimbauer 2012: 193ff.).

Bei Paar Melchior leidet stattdessen nur die Mutter: Die drei Kinder brauchen aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen sehr viel Zeit und Fürsorge. Maria Melchior ist gegen ihren Willen alleine mit den Kindern und dem gesamten Haushalt zu Hause. Markus Melchior beschäftigt sich fast nur mit

Erwerbsarbeit, die er sogar noch ausgeweitet hat, und mit seinem Nebenverdienst, der zugleich sein Hobby ist. Aus den häuslichen Sorgeverpflichtungen hält er sich vollkommen heraus. Maria Melchior ist dadurch gesundheitlich über ihre Möglichkeiten belastet und hat bereits einen Reha-Aufenthalt wegen eines ›Burnouts‹ hinter sich. Bis auf Weiteres ist sie wegen einer Depression in Behandlung. Ihre nachdrücklichen Bitten nach Unterstützung durch ihren Mann werden beständig ignoriert. Hierzu Maria Melchior, am Rande (oder jenseits) ihrer Kräfte:

»Da fühl' ich mich oft auch verkauft, weil weil ich dann den ganzen Dreck alleine an der Hand äh an am Hals hab'.« (Wimbauer/Motakef 2020a: 201)

Hier wird schon deutlich, dass allein das Vorhandensein von zwei Personen oder Eltern kein Garant für eine egalitäre Arbeitsteilung oder auch nur für den Ansatz einer Arbeitsteilung ist. Wie bei Paar Melchior mit Ernährermodell ist es auch im Doppelkarriere-Paar Ott die Frau, die alleine für das Kind zuständig ist. Wie Olaf Ott sagt, sei es das

»Grund äh muster eines Problems [...] dass ich [...] unverfroren sozusagen maximal im im Job arbeite, während Oda im Prinzip beides versucht zu tragen. Weil sie ist im Grunde genommen alleinerziehende Mutter in der Woche.«

Seine mittlerweile geschiedene Ex-Ehefrau Oda Ott schließt scharf und unverblümt an: »Auch am Wochenende« (ausführlich Wimbauer 2012: 225f). Selbst die alleinerziehende, prekär beschäftigte Petra Podan (Wimbauer/Motakef 2020a) fühlt sich von ihrem Ex-Ehemann im Stich und »allein gelassen« – dabei hat er sich nicht von Petra Podan getrennt oder sich der Hilfe willentlich entzogen, sondern er ist infolge einer schweren Erkrankung verstorben:

»Das hab' ich dem Peter richtig haah (Stimme wird brüchig) übel genommen ahm ja, dass ich mit den Kindern hier alleine steh. Das hört sich total bekloppt an, aber da war ich richtig sauer drüber.«

Gerade hier wird deutlich, wie fragil die Zweielternschaft ist, die im Unglücksfall zur Alleinerziehenden-Familie wird. Petra Podan, weiterhin in großer Trauer, muss dabei zudem auf eine 45-Prozent-Stelle wechseln, obwohl das Einkommen so für sie und die drei Kinder absolut nicht ausreicht. Aber andernfalls wären die Sorge für die drei schulpflichtigen Kinder und die vie-

len wöchentlichen Arzt- und Therapiebesuche für den jüngsten, chronisch erkrankten Sohn nicht möglich.

Alleinerziehenden soll hier mitnichten ein Defizit unterstellt werden (wohl aber den Strukturen, in denen sie sich befinden). Fraglos aber ist es für eine Person schon allein zahlenmäßig ungleich schwerer, zwei oder vier Dinge gleichzeitig zu tun als für zwei oder vier Personen. Olaf Ohm bringt es auf den Punkt:

»Wenn vier Eltern da sind, Du teilst dir den Stress am Kindergeburtstag und du teilst dir den Stress bei der Weihnachtsvorbereitung und du kannst dann alles durch vier und nicht nur durch zwei teilen. Wie das alleinerziehende Personen machen, ist mir ein völliges Rätsel. Und dass die irgendwann 'n Wrack sind oder nicht mehr können, oder ihren Kindern nicht mehr gerecht werden können, kann ich also kann ich niemand verurteilen, das kann dich echt ausbrennen.«

So verwundert es nicht, dass es der Wunsch aller hier befragten Co-Mütter ist, nicht zu alleinerziehenden Müttern zu werden, wie es im ErnährermodeLL leicht passieren kann, wenn der Ehemann entschwindet oder verstirbt. Die Vereinbarkeitsfrage wäre dann noch virulenter, Erwerbstätigkeit und Einkommen wären in vielen Fällen reduziert. Auch Väter möchten nicht alleinerziehend sein, zumal für sie die Erwerbsnorm oft noch wirksamer ist, etwa bei Gustav Gent (Co-Vater in einer Dreier-Konstellation). Er sagt:

»Was wär' denn jetzt, wenn irgendwie ich jetzt alleine wäre. Und ich mein', ich hab' einen guten Job und ich bin unbefristet und ich hab' irgendwie 'ne Vollzeitstelle und so und alles super. Aber jetzt stell dir mal vor, ich würde jetzt ganz alleine sein mit den beiden Kindern. Dann bin ich nicht mehr so gesichert, wie wir jetzt sind. Wann, wann soll ich denn das machen?«

Mehr beteiligte Menschen schaffen – zumindest potentiell – größeren zeitlichen Spielraum. Dabei geht es um tägliche Dinge wie gemeinsames Spielen, Essen, Waschen und Zu-Bett-Bringen, aber auch um allfällige Arztbesuche und nicht zuletzt um die beständige Sorge vieler Eltern: Was macht man nur mit den vielen Wochen Ferien oder KiTa-Schließzeiten, die sechs Wochen individuellen Jahresurlaub regelmäßig deutlich übersteigen? Vier Eltern oder zwei Elternpaare können dies viel leichter zeitlich organisieren, wie Familie Lau-Mann/Noon-Ohm zum Besten gibt:

Norbert Noon: Durch die Ferienaufteilung, die wir ja jetzt dann abdecken müssen, sind die Kinder dann in den Sommerferien einmal mit uns unterwegs, dann mit den Mamas unterwegs.

Mira L.-Mann: Das ist jetzt übrigens ein klarer Vorteil gegenüber klassischen Familien.

Interviewerin: (lacht)

Norbert Noon: Ja (lacht)

Alle: (lachen)

Lina Lau-M.: Den können wir auch, empfehlen wir auch immer weiter.

Alle: (lachen)

Norbert Noon: Ja, vier Eltern ist super (lacht).

Kritisch anzumerken ist hier allerdings bei aller Erleichterung der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Sorge durch Mehrelternkonstellationen, dass damit womöglich auch eine Vollinklusion in die gesellschaftliche »Erwerbsarbeitsmatrix«, so die prekär beschäftigte Veronika Vetter (Wimbauer/Motakef 2020a u. a.: 212), ermöglicht und befördert wird. Im Sinne von Schlender und der von ihr befragten Merle wäre dabei eine »kapitalistische[r] Verfügbarkeitslogik« (Schlender 2019: 85) zu kritisieren oder eine im Raab'schen Sinne »neoliberale Vereinnahmung« (Raab 2019: 98), die darauf basiert, »kreativ mit neoliberalen Flexibilisierungsanforderungen umzugehen« (ebd.: 99). Dabei ist es zweifellos berechtigt zu fragen, »[i]nwiefern das Freisetzen von Individualzeit durch die Verteilung der Sorgearbeit auf mehrere Elternteile im Zusammenhang stehen könnte mit einem Freisetzen von Lohnarbeitskraft der Einzelnen sowie einer zeitlichen Flexibilität für den Arbeitsmarkt« (Schlender 2019: 85). Von nicht minderer Bedeutung scheint aber die Frage, ob eine Nichterwerbstätigkeit von Sorgearbeit leistenden Frauen oder ihr Sich-Aufarbeiten an den Vereinbarkeitsunmöglichkeiten aus ungleichheitssoziologischer Sicht dem vorzuziehen sei. Womöglich wären ja auch zuerst die gesellschaftlichen Strukturen zu verändern, die die Unvereinbarkeit von Sorge und Vollzeitwerbsarbeit begründen und die die Existenzsicherung maßgeblich über (Vollzeit-)Erwerbsarbeit festlegen, wie Wimbauer und Motakef (2020a) ausführen.¹⁸

18 Zwar kritisiert Schlender (2019: 86) »die Setzung der Vollzeitwerbstätigkeit als hinterfragte Norm« (ebd.) und fordert eine Systemkritik, führt eine solche aber nicht aus, sondern kritisiert, dass (die von ihr befragten) »Co-Elternschaften an dieser Logik nicht rütteln« (ebd.). Auch viele der hiesigen Informationsquellen rütteln nicht daran, wohl weil die gesellschaftliche »Erwerbsarbeitsmatrix« sich als sehr gesellschafts-

Geteilte Verantwortung: Mehr Menschen, mehr Schultern, mehr Tat

Neben den zeitlichen Vorteilen und der erleichterten Vereinbarkeit verschiedener Aufgaben und Sphären durch eine größere Zahl beteiligter Eltern ist auch eine in vielerlei Hinsichten geteilte Verantwortung herauszustellen. Dieser Punkt ist nicht komplett trennscharf zum vorherigen, zielt aber noch auf anderes als auf die Organisation der Ferienbetreuung und von notwendigen Arztbesuchen. »Vielfältige Unterstützung statt Überforderung«, so überscheidet Doreen Kruppa (2020: 180) ein entsprechendes Begründungsmuster der von ihr untersuchten freundschaftszentriert lebenden Eltern. Generell ist hier damit gemeint, dass es nicht nur vier Schultern sind, auf denen die gesamte Alltagsorganisation und finanzielle Verantwortung ruhen – oder, so im arbeitsteiligen Arrangement, Sorge auf zwei weiblichen und Einkommen auf zwei männlichen Schultern. Auch ist nicht alles zusammen von insgesamt nur zwei Schultern zu tragen, wie bei Alleinerziehenden. Nein, es stehen drei, vier oder fünf Personen zur Verfügung, die die materiellen Lebensnotwendigkeiten sichern, also Geld verdienen können. Es stehen sechs oder acht oder noch mehr Schultern bereit, auf denen sich die Lasten verteilen lassen – plus noch womöglich helfende Eltern und Geschwister und Freund*innen all dieser Co-Eltern. Die Verantwortung für die Bewerkstelligung des Alltages und des Familienlebens, bisweilen auch die Last der Aufgaben, lassen sich also leichter, weil gemeinsam tragen und – so auch die Befragten von Schlender (2019: 56) – »auf mehrere Schultern verteilen« (ebd.). Niemand wird also an die Grenzen ihres oder seines alleinigen Vermögens gebracht (anders als die in Wimbauer/Motakef 2020a befragten Mütter und ein Vater) – so jedenfalls in der Theorie. Wie die Empirie zeigt (Kapitel 7), kann eine Mehrpersonen-Konstellation aber auch für nur eine beteiligte Person zur mehrfachen Last bis hin zur Verantwortungsüberlast werden.

Doch nochmals zurück zu einem grundlegenden Vorteil der größeren Zahl gegenüber der Zwei: Mitunter kann es sein, dass ein Elternteil von einem

durchdringend erweist (Wimbauer/Motakef 2020a). Einige wenige üben aber durchaus verbale und praktische Gesellschaftskritik (u.a. ebd.). Auch für den von Raab herausgearbeiteten pragmatisch-kollektiven Typ nichtmonogamer Beziehungsnetzwerke (siehe Kapitel 9.2), bei dem teilweise eine kollektive Elternschaft gelebt wird, ist eine »Priorisierung von Beziehungsleben gegenüber Lohnarbeit« (Raab 2019: 135) charakteristisch (anders als beim individuell-ideellen und konventionell-kernzentrierten Typ) – was nicht heißt, dass dort keine Erwerbsarbeit geleistet wird, aber weniger und mit weniger hoher Bedeutung.

Unglück ereilt wird, schwer erkrankt oder verstirbt – wie bei Petra Podan. Selbst dann bleiben in Mehrelternkonstellationen weitere Elternpersonen vorhanden, auch wenn sie kein ›Ersatz‹ für das fehlende Elter sein können.

Austausch und vielfältige Unterstützung: Mehr Menschen, mehr Rat ... und mehr Geschenke!

Ebenfalls nicht trennscharf zur »vielfältigen Unterstützung« (Kruppa 2020: 180) ist der letzte Unterpunkt, der sich auf größere Austausch- und Beratungsmöglichkeiten bezieht. So gibt es bei Mehrelternfamilien nicht nur eine andere erwachsene Person, mit der man sich besprechen und beratschlagen kann, sondern es existiert mindestens noch eine weitere Person, mit der es sich austauschen und rückversichern, diskutieren, sein Leid klagen oder sich Ideen und Lösungen holen lässt. Nicht selten haben drei oder vier Personen mehr Lösungsmöglichkeiten und kreative Ideen als zwei Personen, vielleicht auch wenn eine der beiden Personen in der Dyade bei bestimmten Themen einen blinden Fleck hat. Mit der Dreizahl ist auch immer die Gesellschaft in die Beziehung geholt, so bereits Georg Simmel (1992 [1908]), und die dritte Person kann als Schlichter*in oder Mediator*in auftreten. Womöglich haben mehrere Personen auch unterschiedliche Hintergründe und unterschiedliche Selbstverständlichkeitsannahmen, so dass die Horizonte und Denkmöglichkeiten der Einzelnen erweitert werden können.

Je mehr Eltern beteiligt sind, desto größer wird schließlich auch die Zahl an Großeltern, Onkeln, Tanten, Großonkeln, Großtanten und anderen Verwandten. Constanze Körner, die Regenbogenfamilien berät, weist darauf hin – unabhängig von einer Bewertung – darüber nachzudenken, »was macht es mit einem Kind, das acht Großeltern hat« (von Poser 2018 [2017]):¹⁹ Dabei ist es für die Kinder – aus deren Sicht ganz sicher – mindestens in einer Hinsicht vorteilhaft, wenn sie nicht nur ›Bonus-Eltern‹, sondern auch ›Bonus-Großeltern‹ haben. Hierzu sagt Lina Lau-Mann,

»zu Weihnachten, die haben viel Geschenke gekriegt unsere Kinder, weil von vielen Großeltern/Alle (lachen)/ist natürlich auch für die Kinder toll, ja?«

19 Diese Frage kann man berechtigterweise stellen (siehe auch Kapitel 7), wenngleich sicher niemand die umgekehrte Frage stellt(e), »was macht es mit einer Großmutter, wenn sie 13 Enkel und sieben Urenkel hat?«

Es gibt also im Falle von Mehrelternfamilien als Bonus-(Zu-)Gabe auch mehr Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, weil man eben nicht nur ›Bonus-Eltern‹ hat, sondern auch ›Bonus-Großeltern‹ und weitere Verwandte mehr. Wie alles im Leben hat aber auch dies mindestens zwei Seiten (siehe Kapitel 7). Es folgt aber zunächst der Übergang zur Perspektive der Kinder, nachdem es in Kapitel 6.5 um Vorteile vor allem für die Co-Eltern durch ihre größere Zahl ging.

6.6 Weniger Abhängigkeit und Unausweichlichkeit für die Kinder

Auch dieses Teilkapitel beschäftigt sich mit Familien, in denen es mehr als zwei Co-Eltern gibt. Kinder aus Co-(Mehr-)Elternfamilien wurden bisher nach vorliegendem Kenntnisstand (und in Deutschland) noch nicht selbst befragt – nicht zuletzt, weil es (hier) noch nicht so viel jugendliche oder erwachsene Kinder gibt. Erstens beruht daher die hier eingenommene Perspektive der Kinder auf Erzählungen der Eltern oder von Expert*innen sowie auf eigenen Überlegungen. Zweitens sind die Ausführungen sehr knapp, da sie auch thematisch nicht zentral sind. Insgesamt wären hier weitergehende Untersuchungen sinnvoll (Kapitel 8.6).

(Psychodynamische) ›Befreiung‹ der Kinder von der Abhängigkeit von zwei Eltern

Ein zentraler Ausgangspunkt ist die Kritik an der (normal-)familialen Triade aus Kapitel 3, die sich vor allem auf die Abhängigkeit der Kinder von ihren beiden Eltern und auf die damit einhergehende Unausweichlichkeit bezieht. In theoretischer Hinsicht ist also das triadische Familienmodell, bestehend aus Vater, Mutter, Kind(er), Gegenstand der Kritik. Dem triadischen Familienmodell kam in den sozialisatorischen Überlegungen der strukturalen Familiensoziologie der 1950er bis 1970er oder 1980er Jahre grundlegende Bedeutung zu, etwa bei Talcott Parsons und Ulrich Oevermann (Maiwald et al. 2018) sowie gegenwärtig etwa noch bei Funcke (2019). Gleiches gilt in der Psychoanalyse für die ödipale Triade Freud'scher Provenienz. Jüngst wurde darüber erneut eine sozialwissenschaftliche Debatte eröffnet (Maiwald et al. 2018 und WestEnd, Heft 2/2018). Wenngleich diese Diskussion hier und da bereits als abgeschlossen galt, kritisieren Sutterlüty und Mühlbacher (2018) das Modell zutreffend als wörtlich »paternalistisch« (ebd.: 129) und sinnge-

mäß als oft heteronormativ, patriarchal und autoritär. Die Begrenzung auf zwei Eltern konstituiere für die Kinder eine »*no exit*-Abhängigkeit vom Zwei-Elternpaar« (Sutterlüty/Mühlbacher 2018: 132, Herv.i.O.). Sie führen mit Bezug auf Anca Gheaus (2011) weiter aus, »dass triadisch verengte Sorgebeziehungen eine Quelle kindlicher Vulnerabilität sind, weil sie die strukturelle Machtasymmetrie zwischen Eltern und Kindern perpetuieren und damit kindliche Verletzbarkeit erhöhen (ebd.: 502ff.)« (Sutterlüty/Mühlbacher 2018: 131). Entsprechend habe das Modell letztlich »verlustreiche Folgen für Kinder« (ebd.: 132). Die Autor*innen stellen in Frage, dass die nuklearfamiliale Sozialisation durch zwei paarförmige und gegengeschlechtliche Eltern, die sich zudem autoritär-patriarchal gestaltet, »je zu einem autonomen Subjekt führen kann« (ebd.).

Zwar ist aus der hier vertretenen Perspektive grundsätzlich kein autonomes Subjekt denkbar, da das Subjekt stets grundlegend verletzbar, abhängig und damit prekär ist (so neben vielen etwa Butler 2004, 2010; Wimbauer/Motakef 2020a, Kapitel 2). Aber wohl mag es ein mehr oder weniger an Autonomie geben können. Sutterlüty und Mühlbacher sehen unter Verweis auf Gheaus (2011: 501f.) ein solches Mehr an Autonomie möglich in »der dezentrierten Familie« (Sutterlüty/Mühlbacher 2018: 134) mit mehr Eltern als einer Mutter und einem Vater:

»Erinnern wir uns an die Identitätsentwicklung nach George Herbert Mead (1973: 196ff.), der zufolge wir ein umso reicheres Selbst entwickeln, aus je mehr Perspektiven wir uns zu betrachten lernen, müssten Mehrelternfamilien ein idealer Ort für eine gelingende Individuation sein.« (Ebd.)

Auch wenn dualistische Konzepte einer »gelingenden« versus einer »scheitern- den« Individuation zu holzschnittartig erscheinen, so haben doch Kinder mit mehreren Eltern dann mehrere Bezugspersonen, Vorbilder und Ansprechpersonen. Sie können Zeit mit verschiedenen Eltern und Menschen mit unterschiedlichen Charakteren und Sichtweisen verbringen, sich unterschiedliche Vertraute für unterschiedliche Problemlagen und Besprechungsbedarfe suchen und haben vielfältigere Möglichkeiten des Rates, des Austausches und auch zur Tagesgestaltung. Aus Sicht der Kinder wären die in Kapitel 3 von Tazi-Preve genannten abwesenden oder verunsicherten Väter und die überforderten, alleingelassenen Mütter in Mehrelternkonstellationen viel seltener vorzufinden (siehe Kapitel 6.5). Und selbst wenn ein Elter doch »abwesend« ist, wäre ja »immer jemand da, der Zeit hat« – jedenfalls »im Schnitt« (Olaf Ohm).

Nun ist zweifellos die Zweielternfamilie nicht per se und stets autoritär, patriarchal und der psychischen und physischen Unversehrtheit der Kinder abträglich. Ebenso wenig ist jede Mehrelternfamilie per se egalitär, diskursiv und ein idealer Ort für eine gelingende Individuation. Auch eine Drei- oder Vier- oder Noch-mehr-Elternfamilie, die hier als größere Freiheiten ermöglichend dargestellt wird, kann sich unter Umständen als gewaltvoll erweisen. Entscheidend sind das Verhältnis der Eltern zueinander, das sich idealerweise vor allem frei von destruktiven finanziellen, emotionalen und/oder psychischen Abhängigkeitsverstrickungen gestaltet, und ein ebensolches Verhältnis der Eltern zum Kind beziehungsweise zu den Kindern. Zentral sind dabei eine hohe Kindes-, Sorge- und Bedürfnisorientierung, eine absolute Verlässlichkeit, gemeinsame Verantwortungsübernahme der Erwachsenen sowie wechselseitiger Respekt und Achtsamkeit.

Familiale Vielfalt statt Einheitsmodell: Bereicherung für die Kinder

Ein direkt anschließender Punkt, der ebenfalls nur kurz erwähnt wird, da es primär um die Zukunft der Liebe und nicht zuvörderst um die psychische Entwicklung der Kinder geht, sind die Vielfalt, deren Akzeptanz und Unterstützung, die Kinder in nichtheterosexuellen Mehrelternfamilien früh sehen und erleben. Bekanntermaßen fürchten manche Gruppen, dadurch sei das Wohl des Kindes und seine geschlechtliche und sexuelle Entwicklung bedroht. Diese Diskussion soll hier nicht en détail nachgezeichnet und die Position nicht *en détail* zu widerlegen versucht werden, da dies ein eigenes Buch erfordert. Daher nur kurz und knapp: Es gibt bis dato keine wissenschaftlichen Belege, dass das Wohl des Kindes oder dessen Entwicklung durch gleichgeschlechtliche oder mehr als zwei Eltern bedroht oder gefährdet wäre beziehungsweise dass es dies mehr wäre als potentiell in jeder anderen heterosexuellen Familie auch. Darüber gibt es hingegen sehr wohl Studien. Permanenter Streit und Konflikte zwischen den Eltern, Abhängigkeit eines Elter von einem anderen sowie physische und psychische Gewalt können zu erheblichen Traumatisierungen und psychischem Leiden der Kinder führen (siehe Kapitel 3). Auch der familiäre und gesellschaftliche, an Kinder (und Eltern) gerichtete Zwang, eine geschlechtliche Identität auszufüllen, die womöglich überhaupt nicht existiert oder die anders existiert, oder die an junge Frauen gerichtete Erwartung, doch endlich eine geschlechterungleiche romantische Paarbeziehung einzugehen, zu heiraten, Kinder zu bekommen und zu Hause zu bleiben, sind dem Wohl der Betroffenen bisweilen überhaupt nicht zuträglich.

Dafür erleben die Kinder in Familien jenseits der hetero-cis-Norm bestenfalls früh, dass es nicht nur ein einziges vermeintlich richtiges Modell für Familie gibt, dass es unterschiedliche Formen des Begehrens und des Füreinander-Sorgens gibt und dass ein liebevoller und respektvoller Umgang miteinander zentral ist. Offenheit, Toleranz und Respekt gegenüber anderen Ansichten und Lebensformen können damit früh ausgebildet werden – in einer diversen und immer pluraler werdenden, globalisierten Welt der Vielfalt statt Einheit und Eindeutigkeit gar nicht in ihrer Bedeutung zu überschätzende Haltungen.

Psychodynamische Paar-Vorteile in der Elterntriade

Ein weiterer Aspekt sind Vorteile, die sich für eine Paareinheit durch die Existenz von Dritten (und Vierten, die sich dabei nicht durch wesentliche weitere Eigenschaften als Dritte auszeichnen) ergeben. Dies bezieht sich zwar nicht auf die Kinder, sondern auf die Eltern, aber schließt an den vorherigen Punkt in Sachen Psychodynamiken sowie Überlegungen zur Triade an. Er soll daher nur knapp benannt werden. So zeigt die Analyse der Viereltern Lau-Mann/Noon-Ohm, wie alltägliche Probleme des Elternlebens oder überhaupt des spätmodernen Lebens auf die dritte Person, auf das andere Paar oder jede weitere Einheit jenseits des Paares zugeschrieben werden können. Dies kann die eigene Paarbeziehung von Konflikten entlasten. Auch dieses Muster des Dritten als möglicher Sündenbock hat bereits Georg Simmel (1992 [1908]) herausgearbeitet. Konkret in der Drei- oder Vier-Eltern-Konstellation bedeutet dies: Es entsteht eine *Ingroup* und eine *Outgroup*, ein Paar oder eine Person hat einen ›Sündenbock‹ oder einfach ein Ziel, auf das der Ärger, die Wut, Verzweiflung und Überforderung durch die Situation auf den oder die anderen abgewälzt werden kann. Exemplarisch berichtet Lina Lau-Mann über die auch für das Paar Lau-Mann schwere Zeit am Anfang der Familiengründung:

»Also gerechterweise muss ich schon auch sagen, dass es zu Beginn diese ganzen Herausforderungen, die es gibt, in unserem Bekanntenkreis sich unheimlich viele Heteropaare [...] ich würde sagen achtzig Prozent der Eltern hatten sich dann äh getrennt oder verworfen oder. Und dann hab' ich damals in der Zeit gedacht, äh gut, dass wir zwei (lachend) Männer haben, die woanders sind, das ist manchmal recht angenehm, da kann man sagen, ähm die sind Schuld, die haben, dass ich jetzt nicht schlafen kann so ungefähr. Oder auch so 'n bisschen die Probleme, die vielleicht innerhalb

der Partnerschaft, die man sich gegenseitig zugeschoben hat, weil's einfach ›ne große Herausforderung, 'ne große Belastung auch so Kinder und Hausbau und alles, da musst ich schon sagen, das war vielleicht auch so zum Schutz der eigenen Beziehung manchmal gar nicht so schlecht, dass man da noch was abwälzen kann [...] Ja, die sind Schuld, ja? Was natürlich völliger Quatsch ist im Nachhinein betrachtet, aber in der Zeit war das schon ähm für mich manchmal, dass ich dachte so.«

Wenngleich eine solche Sündenbock-Strategie hier nicht bewertet werden soll, kann sie doch auch einmal die eigene Beziehung entlasten und dort Konflikte verringern.

6.7 Zwischenfazit

Um zentrale Aspekte knapp zusammenzufassen, birgt Co-Parenting einige – prinzipiell auch einlösbare – Versprechen und Emanzipationspotentiale. Sehr gewichtig ist, dass dadurch die Erfüllung eines ersehnten Familienglückes für mehr Menschen als bisher möglich wird. Verschiedene Menschen können sich so ihren teils lange gehegten Kinderwunsch endlich einlösen, auch ohne eine romantische Paarbeziehung mit einem angeblichen Traumpartner, einer Traumpartnerin. Ebenso gewichtig erscheint es, dass das Kindeswohl in Co-Parenting-Familien üblicherweise sehr stark orientierend ist. Oft nehmen die Co-Eltern auch besondere Mühen und Kosten auf sich. Damit wird ganz klar anderen Familien nicht abgesprochen, ebenso am Kindeswohl orientiert zu sein und ebenso viel Aufwand und Mühen zu erbringen. Bei Co-Parenting-Familien scheinen es zunächst aber allein die Kinder und die Verantwortung für deren Wohl zu sein, was die Familie fundiert – statt romantischer Paarliebe. Damit steigt potentiell auch die Dauerhaftigkeit der Beziehung, da diese nicht auf der flüchtigen romantischen Liebe, sondern auf der lebenslangen Eltern-Kind-Beziehung basiert.

Weiter gibt es im Vergleich zum Ernährermodell keine oder deutlich weniger finanzielle und emotionale Abhängigkeiten der Frauen von den (Ehe-)Männern (oder gegebenenfalls umgekehrt), da jedenfalls von der Idee her alle weiterhin ihre liebesmäßig und finanziell voneinander unabhängigen Leben führen. Infolge werden die Anlässe für Konflikte und Streit für die Eltern geringer: Alle liebesbedingten Verletzungen und Genervtheiten

fallen weg, da die nachgerade unerfüllbaren normativen Ansprüche einer Liebes-Paarbeziehung nicht existieren.

In Mehrelternfamilien kommen zudem Vorteile der größeren Zahl hinzu: Sind mehr Eltern aktiv an der Kinderbetreuung und dem Familienleben beteiligt, erweisen sich die strukturellen Unvereinbarkeiten von Sorge (meist weiblich) und Erwerbsarbeit als weniger gravierend. Mit gemeinsamer Verantwortung und geteilter Sorge durch Co-Eltern und ›Bonuseltern‹ lassen sich Alltagsgestaltung und Betreuung der Kinder deutlich leichter bewerkstelligen. Auch im Unglücksfall bleiben mehr Eltern vorhanden als im Zwei-Eltern-Modell, und schon für die Eventualität von chronischen Erkrankungen oder Arbeitslosigkeit ist die Familie weniger fragil als eine Dyade, vollends mit geschlechterdifferenzierender Arbeitsteilung. Das ›Risikoportfolio‹ mit Blick auf die verschiedenen ›Wechselfälle des Lebens‹ ist also bei Mehrelternfamilien ›besser‹. Als kleine Zugabe gibt es in der Regel zudem auch mehrere ›Bonusgroßeltern‹, die wiederum den Kindern mehr Geschenke²⁰ bringen oder bei der Betreuung helfen können. Geteilte Verantwortung erleichtert also die Erfüllung aller familialer Aufgaben und macht es unwahrscheinlicher, dass eine Person alles über ihre Grenzen hinweg alleine leisten muss. Schließlich sind auch die Kinder weniger abhängig von zwei Eltern, von denen ansonsten vielleicht ein Elternteil oft abwesend und das andere oder beide vielleicht überfordert sind.

Nicht zuletzt scheinen Co-Elternschaften nicht so anfällig für eine Isolation der Mutter oder Kinder in der kleinbürgerlichen heimischen Abgeschlossenheit (siehe Kapitel 3). Es stehen mehr tragfähige, verlässliche und unterstützende soziale Beziehungen für die Eltern und die Kinder zur Verfügung. Dabei erleben die Kinder früh die Pluralität und Gleichwertigkeit vielfältiger, verantwortungsvoller familialer und freundschaftlicher Beziehungen sowie verschiedener Liebesformen – und vielleicht auch unterschiedlicher geschlechtlicher und sexueller Selbstverortungen.

20 Auch wenn ›mehr Geschenke‹ nicht unbedingt immer besser sind und nicht von allen (Eltern) begrüßt werden.

